

Fenilleton.

Nachmittagsspaziergang durch die innere Stadt.

— Ende November 1918. —

Von Billy Satvany.

I.

An den Erfern der Häuser hängen fahle, schlappe Fahnen im Regen. Fahnen — einmal vor langer Zeit bedeutete das Wort etwas Schönes, Tapferes, Stolz, etwas, das Triumph verkündend in den Lüften wehte. Diese armseligen, traurigen Fäden aber, die einst bessere Tage sahen, scheinen nur dazu da, das schneeige Maß von den Dächern auf die Köpfe der Vorbeigehenden weiterzubefördern, als wollten sie sagen: „Auch wir tun, was wir können!“ Ein Gedicht fällt mir ein, das ich als Schülerin der dritten Klasse bei der Schlussprüfung deklamieren mußte:

„Hell flattert die Fahne rot, weiß und grün,
Wie leuchten die Farben so stolz, so kühn!
Und ruft sie uns einmal zum Streit, zum Krieg,
Dann künde sie Ruhm, dann jubelt sie Sieg!“

Ach, wie lang ist das her, daß ich Schülerin der dritten Klasse war...

An den Mauern der Häuser Plakate. Kleine Plakate, große Plakate, einfache weiße Plakate, begeisterte trikolore Plakate, himmelblaue, meergrüne, zitronengelbe, die meisten sind aber rotviolett, wie der Hals irgendeines corpulenten Redners, wenn er böse wird. Da und dort eine ganz überholte, zerfetzte Verlautbarung, in der der Platzkommandant die Bevölkerung auffordert, sich ruhig zu verhalten und Blinderungen zu vermeiden. Unterschrift: „Geltai, m. p.“ Anfangs blieb jeder vor diesen Plakaten stehen, las sie aufmerksam und mit Andacht. Heute geht man gleichgültig an ihnen vorbei. Höchstens daß man unwillkürlich ein paar der fettgedruckten Worte erhascht,

die Ansprachen: „Brüder!“, „Soldaten!“, „Matrosen!“, „Mütter!“, „Bürger!“, „Facharbeiter!“, „Juden!“ Und dann in der Mitte des Plakats das Wort „Versammlung“ und am Schluß: „Organisiert Euch!“ „Schließt Euch zusammen!“ „Jeder sei dori!“ Endlich die Unterschrift: „Dr. Soundso.“ Das Wort Versammlung und der Name des Doktors sind immer mit den größten Lettern gedruckt.

Auf diesen Plakaten schreit jede Partei, jede Organisation, jede Klasse ihre Meinung, ihre Hoffnung, ihre Wünsche, ihre Befehle, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Welt hinaus. Nur ein einziges Plakat vermiße ich, das Plakat jener Klasse, die man jetzt mit Recht oder Unrecht am heftigsten angreift und die es am nötigsten hätte, sich zu „organisieren“, sich „zusammenzuschließen“. Wie wäre es, wenn sich einmal im Leben die Gentry, die Aristokraten und — sagen wir mit feiner Umschreibung — die Leopoldstadt zusammenrücken und das folgende Plakat erscheinen lassen wollten:

„Wir, die besitzende Klasse, bitten sehr bescheiden, sehr schüchtern ums Wort, da wir einige kleine Mißverständnisse berichtigen möchten. Es stimmt nämlich nicht ganz, daß wir es waren, die den Krieg verursachten, um einerseits zu „schlammen“, andererseits „Kriegsgewinne zu machen“. Ob Sie es nun glauben oder nicht, auch wir waren nicht eben angenehm berührt, als unsere Väter, Söhne, Männer, Brüder ohne Grund und Ziel einer nach dem anderen erschossen wurden. Denn — wir wissen, daß diese Feststellung unwahrscheinlich klingt, wagen aber dennoch sie niederzuschreiben — auch der Reiche liebt seine Familie nicht weniger als der Arme. Was das Schlammen anbelangt, so ist es wahr, daß wir uns den Luxus gönnen, täglich zu baden, was aber schließlich noch nicht ehrenrührig ist. Wir gingen auch ins Theater, „machten uns in den Bogen breit“, aber es waren nicht nur wir, die dorthin gingen, und so lange es Bogen gibt, wird es immer auch Leute geben, die drin sitzen. Auch im Auto fahren jene, die noch eines hatten — es waren nicht viele —, dagegen beobachte ich, daß heute genau so viele Leute im Auto fahren wie einst — nur andere.

Und was jene gewissen Kriegsgewinne angeht, so ist

es auch damit nicht ganz so bestellt, wie man meint. Der größte Teil der Kriegsgewinner, der wirklichen Kriegsgewinner, die erst im Kriege reich wurden, die Papier Schuh-, Pseudokonserven- und sonstigen Lieferanten stammten nicht aus unseren Kreisen, gehörten nicht zu jenen, die auch vor dem Kriege schon etwas waren. Daß die Vermögen — Boden, Häuser, Wertpapiere — während des Krieges an Wert, in Kronen ausgedrückt, zunahmen, ist richtig, doch der Gradmesser war hier eben die Kriegskrone, und die Arbeitslöhne stiegen gleichzeitig in weit höherem Maße. Von der mit nichts zu vergleichenden Bereicherung des Bauern nicht zu reden. Und daß der Krieg die Vermögen geschützt hätte, kann man angesichts der heutigen Wertgestaltungen und anderer Erscheinungen auch nicht gerade behaupten.

Was endlich die weltgeschichtliche Vermögenssteuer anbelangt, so ist es nur natürlich, daß die Kosten des Krieges in erster Reihe von den sogenannten Reichen gedeckt werden müssen, und es ist ebenso natürlich, daß wir nach einem verlorenen Krieg wesentlich ärmer, wenn nicht ganz arm sein werden. Muß dies aber wie eine Strafexpedition gegen die Reichen ausposaunt werden? Muß sich dies im Zeichen wilden Hasses vollziehen, statt einfach unter Berufung auf die Notwendigkeit? Ist es unbedingt notwendig, im Zusammenhang mit der Vermögenssteuer die verruchtesten menschlichen Triebe aufzupeitschen?

Nur das möchten wir sagen — auch das nur ganz leise

Die Geschäfte enthalten heuer kaum etwas anderes als einen roten Zettel: „Unter dem Schutz des Nationalrates.“ In den Schaufenstern der inneren Stadt prangt, bald zwischen Strümpfen, bald zwischen Blumen oder Salamistangen, an der gleichen Stelle, an der man vor sehr, sehr langer Zeit das stimmungsvolle Bild „Der König betet“ sehen konnte, jetzt — vielleicht im selben Rahmen — das Porträt eines melancholisch blickenden Herrn mit sorgendurchfurchter Stirn, und darunter liest man in schöner Rundschrift seinen Namen: Michael Karolhi. Wenige der vorbeieilenden Damen versäumen zu